

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

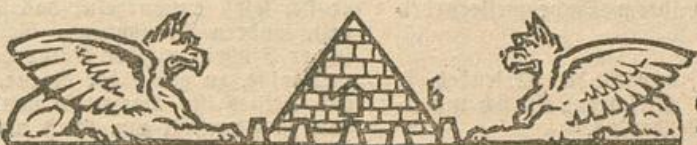
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921**

29.5.1921 (No. 22)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 22



29. Mai 1921

Max Dreßler / Wie können aus Gedanken Taten werden?  
Ein Erziehungsproblem.

Das Lebendige wurde schon vor 100 Jahren charakteristisch definiert als: irritabel und kontraktile; d. h. als ein Wesen, das durch äußere Reize getroffen, diese fühlt, im Sinn der Selbsterhaltung wertet, und dementsprechend auf dieselben, durch Bewegung, reagiert. Der äußere Reiz ruft ein Bewußtsein primitivster Stufe, ein dunkles Gefühl, wach, und dieses bestimmt Art und Richtung der Reaktion. Auf diese Weise sucht sich das Lebendige gegenüber einer Außenwelt zu erhalten.

Wenn unter einfachen, gleichbleibenden Lebensverhältnissen immer gleichartige Reize immer gleichsinnige Reaktionen auslösen, so mechanisiert sich dieser Lebensvorgang; das Bewußtsein wird immer weniger zur Entscheidung der Reaktion aufgerufen, das Gefühl braucht nicht in jedem Fall von neuem zu werten; es wird immer schwächer und endlich verschwindet es ganz, unnötig geworden, aus einem Vorgang, der mechanisch, automatisch, unbewußt abläuft und eines dirigierenden Wächters nicht mehr bedarf.

Solche Reaktionsgewohnheiten vererben sich als lebenerhaltende zweckmäßige Mechanismen, die durch das organische Gedächtnis der natürlichen Konstitution des Lebendigen eingegraben sind, Gewohnheiten, die materiell geworden sind, Eigentümlichkeiten, Bestimmtheiten der organischen Natur.

So denken wir uns die Reflexe und Automatismen entstanden, die uns angeboren sind und zweckmäßig, lebenerhaltend arbeiten, lange bevor ein Bewußtsein imstande wäre, diese Bewegungen selbsttätig zu befehlen und zu üben.

Nicht anders ist es mit den Instinkten und Trieben; sie sind dasselbe wie die Reflexe, nur in quantitativ ungeheurer Komplikation; ein Niesenapparat zweckmäßiger, d. i. selbsterhaltender Mechanismen, mit einem Minimum von dumpf regulierendem Gefühl, von anpassendem, wählendem und bestimmendem Bewußtsein in Bewegung gesetzt, ablaufend mit der unabänderlichen Sicherheit und Notwendigkeit des Automatismus.

Reflexe und Instinkte sind durch Vererbung fertig angeboren, nachdem sie in zahllosen Generationen erworben wurden, sich bewährt hatten für ihre einfachen Zwecke der Selbst- und Arterhaltung, dadurch immer fester, mechanischer geworden waren, immer mehr unabhängig vom wertenden, wählenden, bestimmenden Bewußtsein der einzelnen Individuen.

Das ist der Schatz ererbter zweckmäßiger Mechanismen, der uns angeboren in die Wiege gelegt ist, der im Tier die ganze Lebensart und Lebensform, seine Lebensmöglichkeiten bestreitet.

Erscheinung und Tun des Tieres sind die ins Räumliche überzogenen, anschaulich gewordenen Instinkte und Triebe desselben.

Alles ist fest gegeben, wahllos selbstverständlich und von der einfachen Sicherheit eines unbeirrbaren Mechanismus.

So steht das Tier diesseits von Wahl, von Zweifel und Zertum, vor eigentlicher, selbständiger Willensentscheidung, diesseits von Gut und Böse. Es ist und muß so sein, wie es ist.

Während der Mensch sein Sein vergleicht mit dem, was er sein soll.

Darin liegt die eigentümliche Schönheit, Unschuld und Vollendung des Tieres. Es ist, was es muß — es soll nicht erst werden, was ihm Ideale zu sein vorschreiben.

Was das Tier erlernt, erwirbt, ist nur die volle Besitzergreifung dessen, was es von seinen Vorfahren ererbt hat, und nichts weiter, nichts darüber hinaus, über diese angeborenen Instinkte der Selbst- und Arterhaltung.

So betrachtet, ist begreiflich, wie Descartes den Tieren die Seele absprach, sie Mechanismen, Automatismen nannte. Ihr Leben besteht aus instinktiven, triebhaften, fast unbewußten Handlungen. Kein bewußter Wille, der auch anders entscheiden könnte. Unzweifelhaft ist in der Gestalt des Tieres sein Handeln müssen ausgesprochen. Daher der festliegende Charakter des Tieres, des Fuchses, des Schafes, des Hundes, des Esels usw., wie er in der Tierwelt vererbt wird.

Mechanismen sind starr und nur unter wesentlich immer gleichbleibenden äußeren Bedingungen zu brauchen. Wenn der Reichtum und die Größe des Lebens in jedem Augenblick neue und immer wechselnde Aufgaben stellt, da muß jeder einförmige Mechanismus versagen. Das bewegte Leben fordert bewegliche Anpassungsfähigkeit. Der Apparat muß auf jede neue Konstellation neu eingestellt werden können.

In die geschlossene Stromkette: Reiz—Reaktion, mit ihrem mechanischen Ablauf, muß eine Hemmung eingeschaltet werden: das Bewußtsein, welches den Strom des Vorganges, den Ablauf der Handlung sowohl absichtlich zu begünstigen, zu verstärken, als zu hemmen oder abzuschwächen vermag. Der mechanische Ablauf wird überwacht; aus der instinktiven triebhaften Handlung wird durch bewußte Entschliebung ein willkürliches Handeln. Der bewußte Wille bestimmt durch Vorstellungen, Gedanken und Ueberlegungen die Richtung des Handelns, das Bewußtsein entschließt und entscheidet.

Das Bewußtsein bestimmt das wirkliche Sein, das Wirken; der Gedanke die Tat; der Wille die Wirklichkeit. Die Ausbildung des Gefühllebens und des Intellekts — das Werten und Wissen von Gut und Böse — bestimmt nun das wirkliche Sein und Handeln. Unsere Wirklichkeit ist geistlich, geistig bestimmte Kraft, die als räumliche Bewegung erscheint. Die Einsicht in Wahrheit, Wesen und Werte setzt sich um in Entschliebung und Handlung nach Wahrheit und wesentlichen Werten. Der Geist beherrscht, gestaltet und verändert die Natur und Wirklichkeit.

Der Wille richtet sich auf höhere Aufgaben als auf Erhaltung des Individuums und der Art allein, ja selbst auf Ziele, die dem uralten Naturgebot der Selbsterhaltung widersprechen. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht“. Das Bewußtsein nimmt die Reaktion des Organismus in eigene Regie. Jede Reaktion soll nach dem Ratsehluß der Einsicht vor sich gehen. Es soll also gleichsam noch einmal von vorne angefangen werden, als ob eingewurzelte Mechanismen unserer Natur gar

nicht beständen. Sic volo, sic jubeo! Mit den alten Tiergewohnheiten will der menschliche Geist brechen; sie sind ihm nicht gemäÙ. Er ist der Herr. Natur ist Gewohnheit, die der Geist nicht eingeführt hat; ihre Forderungen widerstreben den Ansprüchen des Geistes. Also sind sie zu vernichten. Nur was der Geist einzieht und will, das soll geschehen, wirklich werden.

Der Nis ist da, der Dualismus zwischen Geist und Natur, zwischen Licht und Dunkel. Die bindende und gebundene Natur steht so dem freien Geiste gegenüber als feindselige, teuflische Macht, die er bekämpft — und immer vergebens bekämpft. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Negation des Willens zum natürlichen Leben erwächst. Die alte Harmonie zwischen Sein und Tun ist zerstört. Der Friede paradiesischer Unschuld ist verloren.

Wie ist es möglich, daß der Geist sich gegen die alte Natur erhebt, wie kann er hoffen, sie zu bekämpfen, zu unterwerfen, er, der Spätling der Natur, den Boden zu beeinflussen, zu verändern, auf dem er doch selbst erwachsen?

Wie kann die Welte des Geistes die Enge des Naturtriebs sprengen? Wie kann der größere Geist den Willen des Individuums von seinen ursprünglichen Aufgaben ablenken, ihn zur Realisierung seiner Ideale zwingen? Sind die angeborenen Mechanismen aufzulösen, die alten Ketten zu zerreißen, ohne die organische Maschine überhaupt zu zerstören?

Aus der Natur erwachsend, kann der Geist nicht gegen die Natur arbeiten, er kann nur in ihrem Sinne weiterarbeiten, an ihrer Vollendung arbeiten.

Denn: Was ist die Natur?

Kein immerfort gleichbleibendes, unverändert Selendes,

kein in sich ruhend Vollendetes. Vielmehr: ein sich unendlich Entwickelndes, ein immerfort Werdenendes.

Und was wird ersichtlich in der aufsteigenden, vor uns liegenden Entwicklungsreihe? Das Bewußtsein, der Intellekt, das Gefühl, der Geist. Die zunehmende Entwicklung des Gehirns, als Organ des Geistes, in der aufsteigenden Reihe der Wesen ist objektive Tatsache. So verändert sich also die Natur selbst, entwickelt sich; und was sich entwickelt, entwickelt sich zu sich selbst, zu seinem wahren Wesen. Und da sich der Geist aus der Natur herauswickelt, so ist offenbar der Geist das wahre Wesen der Natur, die zunehmende Herrschaft des Geistes über die Wirklichkeit Sinn und Wesen der Natur. Die Natur ist in Wahrheit selbst der werdende, bewußte, übermechanische Geist. Es liegt in der Entwicklung, daß der Geist sich zunehmend löst, erhebt, befreit, herrschend wird über die einfachen Urtriebe der Natur.

Die Urtriebe der Natur gehen auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung der Art. Geist bedeutet Freiheit. Es ist also der natürliche Weg der Natur, das immanente Wesen der Natur, der wahrhaft verstandenen Natur, der sich selbst verstehenden Natur: der Weg vom triebhaften Individuum zum überindividuellen freien Geist. Das ist das Ziel und der Sinn, das Wesen der Naturentwicklung. Dasselbe muß auch das Ziel der Erziehung und Selbsterziehung sein; und da es der wahre Geist der Natur selber ist, so muß dieses ideale Ziel der Natur durch Erziehung, durch bewußte Entwicklung zu erreichen, auch möglich sein.

Wir ruhen nicht in unseren Trieben; wir streben, uns zu befreien von der triebhaften Natur des Individuums, uns zu erheben zur Freiheit des Geistes. Die Natur ist selbst dieses Streben, dieses Sich-erheben zur Freiheit. Welche Herrschaft heißt nicht Vernichtung des Beherrschten. Herrschaft über die Instinkte heißt nicht Ausrottung derselben, sondern Beherrschung derselben, Vergeistigung derselben. Kultur ist Fortsetzung der Natur im immanenten Sinn der Natur, der Richtung auf den Geist und die Freiheit ist.

Natur und Geist sind eine, unsere konkrete Einheit. Aber in dieser unzerstörbaren Einheit herrscht der Geist. Natur und Geist, durch Abstraktion voneinander abgelöst, in feindlichen Gegensatz gegeneinander gestellt, bilden alle Lebendigkeit ein; wie rein tierisches Leben ohne Geistes Herrschaft leblos, seelenlos ist; wie rein geistiges Leben ein blasser Schemen, eine hohle Unmöglichkeit ist.

Das Frühere der Entwicklung ist in dem Späteren aufgehoben, im Hegelschen Sinn, d. h. nicht negiert schlechthin, sondern bewahrt und erhöht. Ohne das Frühere nicht das Spätere; ohne den Naturboden nicht die Blüte des Geistes. Unser Geist bleibt an die natürliche Grundlage unserer Individualität und unserer Art gebunden. Wir können, als natürliche Menschen, nicht körperlos freie Geister sein. Aber: wir sind Geister, in der körperlichen, individuellen, leiblichen Beschränkung; nicht: Leiber, ohne geistige Herrschaftstendenz.

Unsere geistige, d. i. naturgemäÙe wahre Entwicklung muß also unsere Natur vergeistigen, sie zu ihrer Wahrheit erheben, sie zum Organ des Geistes machen; das bedeutet: Erhebung über die bloßen Zwecke der Selbsterhaltung und Fortpflanzung zum Organ des freien Wirkens; Entwicklung des Intellekts aus dem bloßen Güter des Nis zur höchsten Einsicht in die Wahrheit, das Wesen aller Dinge; Entwicklung des Gefühls,

aus selbstischer Lust und Unlust, zum Gefühl der Sympathie, der Liebe zum Nächsten, und zum Gefühl für die Schönheit der Welterscheinungen; Entwicklung unseres Willens, über den Trieb zur Selbsterhaltung, zur Verwirklichung unserer Ueberzeugungen; das heißt: Natur als Ausdruck, Symbol der Freiheit.

Voraussetzung dazu ist: Beherrschung unserer ursprünglichen tierischen Natur; nicht Vernichtung derselben, sondern Befreiung, Veredlung durch Wahrheit, Güte und Schönheit. Die natürlichen Triebe müssen durchgeistigt werden, sie müssen in die Farbe des Intellekts und des höheren Gefühls getaucht werden. Nicht unterdrücken soll und kann der Geist die Gewohnheiten der Natur, sondern sie geistig leiten und läutern, entwickeln und erziehen, kurz: beherrschen. In der Möglichkeit, einem einseitigen Uebermaß des Tierisch-Natürlichen hemmend entgegenzutreten, erblicken wir ein erstes Zeichen eines in der Natur selbst herrschenden Geistes. Ohne diese Herrschaft des neuen Geistes über die alte Natur wäre keine Entwicklung der Natur, wäre Stillstand, Tierheit, Stagnation. Entwickeln aber heißt nicht zerstören!

Wenn unser Geist in radikalen Gegensatz zu unserm uralten Sein treten wollte, so bildete er eine abstrakte Schattenwelt für sich, verlor alle Einfluß auf das Sein, welches dann — unserem Intellekt zum Tode — unbeobachtet und unbeschützt, nur um so tierischer, ungezügelter weiter bestehen würde. Ja, wollte der Geist die Grundlagen der Natur umstoßen, so würde er sich selbst enturzeln; das Resultat wäre nicht Geistesfreiheit, sondern Vernichtung. Geistesaufgabe ist es vielmehr, sich seiner Einheit mit der Natur bewußt zu bleiben, damit er immer wisse, zu geben der Natur, was der Natur, und sich, was des Geistes ist. Harmonie von Geist und Natur ist zu erstreben, ja Identität von Geist und Natur zu erkennen und zu leben.

Der innige harmonische Zusammenhang mit unserer ganzen Natur darf nie unterbrochen werden. Wir wollen uns nicht einseitig abstrakt geistig erheben und in eine eingebildete Höhe strecken, während Zentnergewichte der gemeinen Natur, — diese dualistisch als Gegensatz gegen den Geist gedacht —, uns nach dem Boden ziehen; unter dieser Folter würde unser einheitliches Wesen verzerrt, auseinandergerissen, disharmonisch-friedlos verdorben.

Sondern wir wollen ein gemeinsames, gleichzeitiges Erheben der Natur mit dem Geiste, dieses unendlich werdenden Geist-Natur-Wesens nach der Richtung der vergeistigten, durchgeistigten, verklärten Natur. Das ganze Wesen muß sich fortwährend erheben, veredeln, läutern, die Natur immer mehr geistdurchschlossen, freier und heiterer werden. Folglich muß das Denken mit unserm Sein immer eng verschmolzen, natürlich, gesund, wirklichkeitsstreu und -kräftig bleiben.

Unser natürliches Sein, das instinktive, unprüngliche Wesen, muß geistig durchgebildet werden, und zwar von allem Anfang an, muß den Gesetzen des Geistes gemäÙ zu leben, dem Geist zu gehorchen, geübt, gewohnt werden, geistig zu leben.

Dann wird unser gereinigtes Wesen, nicht mehr nur für die Zwecke der Selbsterhaltung, sondern für Wahrheit zu kämpfen geeignet sein; dann wird das Ich verstanden werden als feste, natürliche wohlgegründete Stellung, von der aus für geistige Güter gekämpft werden kann; dann wird mein Wille, mein Wesen, meine Kraft nicht mehr nur meiner individuellen Realität dienen, sondern dem wahren Wesen in mir, in der Natur, in der Welt, den höchsten Werten des Geistes und des Gemütes.

Wir sind naturgebundene Geister. Um Geister zu sein und nicht nur naturgebunden, muß unser Geist auf unsere Natur wirken; um auf sie wirken zu können, muß er mit ihr verbunden bleiben. Wie der Bögling dem Erzieher vertrauen muß, daß er ihn richtig führe, so muß die Natur zum Geist Vertrauen haben, daß er es gut mit ihr meine und sie nicht vergewaltigen wolle; sonst wird die Natur dem Geiste nicht folgen. Es kommt also alles darauf an, daß das Denken mit dem wirklichen Sein in eng verbundener Einheit bleibe.

Denken und Natur haben einen gemeinsamen Nenner: den Willen. Damit hat das Denken selbst Naturcharakter; es ist eine Form desselben Willens. Wenn wir ernstlich denken, nachdenken, Gedanken suchen und verfolgen, so ist das selbst ein Willensakt. Das Denken ist mein Denken; ich empfangen es nicht passiv von außen; es ist eine spontane, eine Willensstat. Es gibt also, wie äußere Willenshandlungen, leibliche Bewegungen, tätliche Eingriffe in die Außenwelt, so auch innere Willenshandlungen, Tätigkeit im Reiche der Gedanken.

Stärken wir also den Willen unseres Denkens, so stärken wir auch den Willen unserer Natur — denn Weibes ist im Grund derselbe Wille. Willenserziehung richtet sich nicht bloß auf äußerliches Tun, sondern vielmehr auch wesentlich auf geordnetes Denken, damit es Kraft habe gegenüber dem ablenkenden Spiel der Assoziationen. Gedankenzucht, Zwang zur Konzentration — ist Willenszucht. Wenn Pestalozzi die Erziehung auf Anschauung gründet, so will er damit den Willen des Geistes kräftigen, der in innerer Anschauung den Gegen-

hand gewissermaßen erschafft, nach Form und Maßen, aktiv aufbaut, wahrhaft denkend konstruiert. Schauen und denken gehören zusammen; Kant: Gedanken ohne Inhalt sind leer; Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Jeder logische Schluß ist eine mit planvoller Absicht ausgeführte Handlung, das ist ein Willensakt. So sind Denken und Wollen gar nicht von einander zu trennen; sie bedingen sich gegenseitig. Der Wille will, was ihm die Vorstellung als Ziel setzt. Ein Wille ohne Vorstellung, die ihn führt, ist ein Ungedanke. Den dampfen Trieben wird ihre Richtung vom Instinkt vorgezeichnet; der bewußte, helle, klare Wille steht im Dienste der Erkenntnis. Instinkte, Triebe sind in dämmeriger Beleuchtung daselbe, was Erkenntnis und Wille im hellen Lichte des bewußten Geistes. Jeder Willensentschluß erfordert ein scharfes, klares Denken. Die Übung im Denken fördert die Richtigkeit und Sicherheit des Handelns. Eine Lücke in der Ausbildung des Denkens bedeutet auch eine Lücke in der Willensfähigkeit. Denken und Wollen müssen gemeinsam geschult, erzogen werden. Wahrhaftiges Denken und kraftvolle Selbstbeherrschung sind die Grundpfeiler der Sittlichkeit. Unstille Menschen sind willensschwach und — dumm.

Denken ist Kraft, Wille, zielbewußter Wille. Denken ist nicht blosse Theorie über aller Wirklichkeit, sondern es ist selber Kraft, Wirken.

Das Urzentrum unseres natürlichen Wesens ist das Ich mit allen seinen Forderungen und Trieben. Dieses Zentrum muß vom Denken durchdrungen werden, dieses Dunkel vom Denken erhellt werden. Es muß Bewußtsein ins Unbewußte kommen. Im Denken wird sich die unbewußte Natur ihrer selbst bewußt. Das Denken muß zentrales Denken unseres wahren Seins sein. Es muß — statt demselben fremd und teilnahmslos, daher auch wirkungslos — gegenüberzutreten, an unser natürliches, eigenes Denken sein; unser Denken, d. h. unsere Kraft, unser Wille, unser Gefühl, — unser wahres natürliches, natürlich-geistiges Wesen.

Ein dumpfes Gefühl der Förderung oder Hemmung unseres individuellen Wesens ist der zentrale Kern unseres beginnenden Bewußtseins. Dieses Gefühl muß die Art und Richtung unseres Denkens bestimmen — dann wird auch dieses zentrale Denken in seiner Resultaten wieder unser Gefühl, unser zentrales Sein, bestimmen.

Ein Denken, das nicht aus einem tiefsten Gefühl, aus unserm wahren Lebensgefühl stammt, kann auch dieses Gefühl nicht beeinflussen, erweitern, erhellen, veredeln. Das Gefühl des lebendigen Wesens entscheidet ganz ursprünglich und unbeeinträchtigt selbstgewiß über die Reaktion, das praktische Verhalten. Das einfache tierische Naturgefühl kennt nur Selbst- und Art-erhaltung und in diesem Sinne entscheidet es einseitig, zweifellos, einheitlich, widerspruchlos, und so entsteht der Mechanismus der Instinkte. Aber das Gefühl des geistigen Naturwesens hat sich geändert. In unserm tiefsten Gefühl liegt, wenn auch zunächst noch unbewußt, mehr als bloß die Forderung der individuellen Erhaltung; es liegt in ihm die Anlage zur Liebe, Güte, Schönheit und Wahrheit, zur über alle eingebildete Naturerhaltung triumphierenden Freiheit. Naturmechanismus entwickelt sich zur Freiheit, dem wahren Wesen dieser Welt; es gibt keine reale Macht neben und außer der absoluten Freiheit unseres wahren Wesens, die mit dieser in Konkurrenz treten könnte und dürfte. „Kein Mensch muß wissen“.

Auf dieses Gefühl ist zu wirken, um es zu erwecken aus dem tierischen Schlummer, um es zu seiner heiteren Wahrheit zu entwickeln. Lust ist das Gefühl der Vervollkommnung unseres Wesens. Das Herz des Menschen muß gepackt und erschüttert werden durch den Gedanken der Wahrheit. Die Vorstellung muß das Gefühl erwecken, erweitern, klären. Das größere Gefühl wirkt wieder befruchtend auf das Denken zurück. So ein Kreis fortwährender geistiger Erhebung und Befreiung. Von den großen Gedanken wird das Gefühl aus der individuellen Enge gelöst, in der es bis dahin gebannt, den Dornröschenschlaf der Natur schlummerte. Das Denken erweckt unser Fühlen.

Was bin ich? Was ist mein Wesen? Das lehrt das Denken. Das Denken ergreift mein ganzes Fühlen. Ihm folgt der Wille, der Gefühl und Gedanke in die Tat umsetzt. Der Mensch muß wollen können, Kraft sein. Er muß wissen, was er will, geistige Kraft sein. Er muß auch wissen, was er kann; er muß die Beschränkung seiner individuellen Wirksamkeit kennen; er muß die Grenzen seiner Kraft kennen. Gedanken, die diese Grenze überschreiten, können freilich nicht realisiert werden.

Der Mensch ist nicht Gott, der denkt — und es steht da; wie sich vor Brahmas Geist die Bedaworte, Namen und Gestalten erheben, und nach diesen Bedaworten schafft er diese ganze Welt. Der menschliche Geist darf nie vergessen, daß die Urgrundlagen auch seiner Natur die natürlichen Grundlagen sind, auf denen er aufbauen muß. Ein Geist, der die Natur übergehen und eine neue Natur nach seinem Bilde schaffen wollte, wäre ein Gott, ein wahrer Welterschöpfer. Der Wille des menschlichen Geistes muß sich seiner natürlichen Schranken bewußt bleiben; er darf Unnatürliches, Unmögliches nicht in Wirklichkeit umsetzen wol-

len. „Der Geist, der mir im Busen lebt, er kann nach außen nichts bewegen.“ Er darf nur wollen, was er seiner Natur gemäß kann. In den Schranken seiner Natur hat er selbst praktisch seine Schranken — soweit er sie theoretisch schwärmend überfliegen mag. Diese Schranken seiner Natur vermag er allerdings zu erweitern, indem er sie — innerhalb der Grenzen des natürlich Möglichen — nach seinen Plänen und Wünschen formt und gestaltet, übt und gewöhnt. Ein geübter Körper folgt den Aufgaben des Geistes anders als ein ungeübter, ungezügelter. Aber alles immer nur in den naturgegebenen Grenzen. Ein übernatürliches Wesen kann auch der eifrigste Geist aus seiner natürlichen Individualität nicht machen. Daher: Denken des Möglichen! Denken und wollen dessen, was der Mensch ausführen kann! Unmögliches, schwärmend Erträumtes, nicht von dieser Wirklichkeit verlangen! Wir bleiben, als Geist, doch an die bestimmte Eigenart des Instruments gebunden, auf dem der Geist spielt; wenn wir die Saiten überspannen, zerreißen sie und das Spiel ist aus. Wir sollten nur denken, was wirklich ist und wirklich werden kann; was Menschen ergreifen und ausführen können. Ideale, die nicht, auch nur teilweise annähernd verwirklicht werden können, ziehen uns nicht mehr empor, sondern drücken uns nieder; spenden nicht Kraft, sondern lähmen.

Die freilich selbst wunderbare Einheit von Leib und Seele erklärt das sonst unbegreifliche Wunder der ganz ursprünglichen Identität von Vorstellen und Geschehen.

Was wir lebhaft vorstellen, das geschieht; vorausgesetzt, daß der Leib es auszuführen fähig ist. Gedanken, die der Leistungsfähigkeit unseres Könnens entsprechen, werden Wirklichkeit.

Lebhafte Vorstellung der Erhebung meines Armes wird begleitet von der tatsächlichen Erhebung meines Armes. Die Wirklichkeit der Bewegung, die Willenshandlung, fällt sogar nur als Vorstellung resp. Empfindung in mein Bewußtsein. Der Wille zur Bewegung ist gleich: meine Vorstellung der Bewegung; für das Bewußtsein nichts anderes. Der mögliche Gedanke setzt sich unmittelbar in wirkliches Geschehen um. Fast nach Art des Reflexes: — Empfindung — Reaktion; nur auf höherer Stufe: — bestimmte Vorstellung — bestimmte Bewegung. Je bestimmter die Vorstellung der Bewegung, desto präziser die Bewegung. Die Maschine führt aus, wozu sie geeignet ist, wenn es ihr durch die Vorstellung befohlen wird.

Der ursprüngliche, ungehemmte Mensch äußert, was er denkt. Ohne Selbstbeherrschung setzt sich sein Vorstellen ohne weiteres um in Bewegung. Der Zusammenhang zwischen Denken und Sein, Vorstellen und Tun ist also ursprünglich ganz naturgegeben. Das äußere Bewegen ist ja nur die Äußerung der innerlichen Bewegung der Seele. Krankhafter Verlust der Hemmung — wie im Schwindel — zwingt, die vorgestellte Bewegung zu tun, selbst gegen das Gefühl der Selbsterhaltung.

Nun ist die Einschaltung des Großhirns, als prüfendes und bestimmendes Organ, geeignet, die Ausführung der Bewegung zu hemmen. Dieses Hemmen des mechanischen, wie reflektorischen Ablaufs (Eindruck — Bewegung), ebenso wie auch das absichtliche Begünstigen des Tuns ist Wille. Das Bewußtsein, das Denken hat die Kraft, den eingeleiteten Ablauf anzuhalten. Darin liegt die Kunst des Geistes, der natürlichen Zustände Herr zu werden. Es gehört ebenso Kraft dazu, ein rollendes Rad aufzuhalten, wie es anzutreiben. Im Leben ist wohl die Handlung von größter Bedeutung; man bemißt den Wert eines Menschen nach dem, was er tut. Aber Gedanke und Handlung sind keine Gegensätze — das Denken ist selbst auch ein Handeln. Der hemmende oder treibende Gedanke ist auch Wille.

Vom bloßen und bloßen Gedanken unterscheidet sich der kraftvolle Willensgedanke, indem er unser ganzes Sein in tiefsten Gefühl ergreift und fortreißt. Auch das Nichttun ist ein Willensentschluß sowie wie das Tun. Der gefühlbetonte Gedanke ist ein Entschluß, eine Tat; er spricht sein Fiat! Es geschehe!

Der Wille ist eine mit Hilfe des Gefühls zentrierte Vorstellung eines Wertes.

Krankhaft ist es, wenn hemmungslos Bewegung auf Vorstellung folgt. Jean Paul sagt in einer Anmerkung in *Devana*: „Nachahmung — nicht aus besonderer Teilnahme an der Sache, sondern bloß weil dem geistigen Lebenstrieb das Nachahmen am bequemsten fällt. Wahrscheinlich tut der Affe, wie gewisse Nervenkrankte, alle fremden Bewegungen gezwungen und nur aus Schwäche nach.“

Krankhaft ist es, wenn der eigene Wille der Fremdgegung unterliegt, fremde Gedanken widerstandslos ausführen muß, wie es, in höchster Steigerung, in der Hypnose stattfindet.

Krankhaft aber ist es auch — das entgegengesetzte Extrem —, wenn die angeregte Energie in kraftlosen Gedanken, unkräftigem Denken verpufft; wenn endloses Ueberlegen, zauderndes Bedenken alle Kraft in sich aufsaugt, ohne sie weiterzugeben in Handlung, in Tat, ohne zum Entschluß zu reifen. „Die angeborne Farbe der Entschlebung von des Gedankens Blässe angekränkelt“. Ein Denken, das an Kraft, Gefühlserfüllung,

Wirklichkeit und Wirkungskraft verloren hat. Ein Denken, das sich aus dem Zusammenhang unserer psycho-physischen Organisation löst. Ein Denken schließlich um des Denkens Willen; ein Denken, das nie Realität werden kann. Ein Denken, das seiner Natur vergessen hat. Ein Denken, das ein Leben, ein abstraktes Schattendasein für sich führt und den warmen Zusammenhang mit unserer konkreten wirklichen Persönlichkeit verloren hat. Ein träumendes Denken, das allen Willen in sich absorbiert und der Wirklichkeit raubt. Ein ohnmächtiges Denken, das zur Tat unfähig macht; das in seiner Versiegenheit den Rückweg zur lebendigen kräftigen Individualität nicht mehr findet. Dann führt der Intellekt ein Sonderdasein, ohne Rückwirkung auf die Wirklichkeit. Nun ist der Zusammenhang des Denkens mit der Wirklichkeit zerstört. Die individuelle ursprüngliche Natur bleibt ohne geistige Führung; der Geist hat keinen Anteil mehr an der Wirklichkeit und geht eigene fremde Wege; die Interessen der Realität sind ihm fremd; er ist vom natürlichen Gefühl abgetrennt. So wird das natürliche Wesen in seiner Primitivität wieder selbständig. Der Leib verfolgt seine eigenen eingeborenen Ziele. Es kümmert sich ja niemand mehr um ihn. Und jetzt entsteht die oft beklagte Diskrepanz zwischen dem Leben des Geistes und dem leiblichen Leben in der Wirklichkeit. Dort herrschen die höchsten Ideen; aber da kein Zusammenhang mit der leiblichen Natur mehr besteht, lebt diese für sich dahin, unbeteiligt vom Geist, ausgeliefert den Anreizen der niedersten Triebe. Eine häufige Erscheinung bei den Intellektuellen.

Der wahre echte lebendige Geist muß immer wirklichkeits-treu bleiben; muß unser ganzes natürliches Wesen durchdringen und durchfliegen, und unsern Leib, unsre konkrete Realität vergeistigen; darf sie nicht ignorieren; sonst verliert das Denken den urwüchsigen, gesunden Boden, und wie Antäos alle Kraft; und der Boden, des Kultivators beraubt, verwildert seinerseits.

Das ursprüngliche Verhältnis: Eindrücke von außen — Wirkung nach außen. Zwischen beiden im Lebensgrund des Individuums vermittelt das Urlebensgefühl. Durch Bearbeitung der von außen hereinkommenden Eindrücke entstehen in unserem Innern die Vorstellungen. Die von außen erregte Energie des Gefühls wird nun nicht mehr unmittelbar weitergeleitet in Reaktion nach außen, die Kraft fließt nicht durch die motorischen Kanäle sofort wieder ab; sondern die Kraft staut sich, wird aufgebracht im Vorstellungsgetriebe; dadurch wird die ursprüngliche unmittelbare Gegenwirkung aufgehoben oder ganz zurückgedrängt.

So schiebt sich in die Kette des psychischen Kreislaufs zwischen den hereinführenden und den hinausführenden Zweig mit immer steigender Gewalt der Gedanke ein. Der Gedanke vermag einerseits Bewegungen, die vom erregten Gefühl ausgehen, zu hemmen; und er muß sich andererseits, um Bewegung hervorzubringen, aus Gefühl zurückwenden.

Was wir erstreben oder verabscheuen sollen, gibt ursprünglich das Gefühl an. Dieses primitive Gefühl ist nur für die Urzwecke der Erhaltung empfänglich. Es muß durchs Gedankenleben erweitert, erhöht, veredelt werden. Beim entwickelten Menschen bestimmt über seine Entscheidungen der Gedanke, die Ueberlegung. Das getroffene Gefühl wendet sich gleichsam an den Intellekt um Rat; dieser erteilt denselben und setzt so das weisere Gefühl in Stand, die Handlung anzuregen. Der Gedanke ist der Helfer und Berater des Gefühls; er darf sich von ihm nicht trennen. So muß er, um ausgeführt zu werden, wieder ins Gefühl eintauchen, dieses erregen; und das Gefühl wiederum bestimmt die Tat. Unser Gefühlsinteresse bestimmt unser Denken. Unser Denken muß unser Interesse anregen, damit der Willensverlauf erregt werde.

Willensakte beginnen damit, daß ein Bedürfnis der Erfüllung gefühlt wird. Was aber sind unsere wahren Bedürfnisse? Welches sind die wahren Werte, die wir begehren oder vernennen sollen? Darüber entscheidet das Denken resp. das durchs Denken gereinigte, erweiterte Gefühl. Unsere Bedürfnisse können sich beziehen auf kleinlichsten Besitz, wie auf Ehre, Wahrheit und Tugend. Wir wollen alle; aber was wir wollen sollen, wissen wir nicht alle. So kennt das Kind noch nicht die wahren Werte, kann also noch nicht wahrhaft wollend wählen. Deshalb tritt für es der reifere Wille, des Erziehers Autorität ein. Auch Erwachsenen bestimmt vielfach öffentliche Meinung und Gewohnheit das Ziel des Willens. Die Ziele können dem Willen immer nur die Vorstellungen geben. Ehtes Wollen muß sich auf Erkenntnis eines Gegenstandes richten. Ignoti nulla cupido. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Der Gesichtskreis des Menschen bestimmt sein Handeln.

Gefühls- und Vorstellungsleben, sich fortwährend gegenseitig bereichernd, regen den Willensvorgang an. So kommt der Wille aus dem Gefühl, aber ebenso sehr aus der Vorstellung. Spinoza: voluntas et intellectus unum et idem est. Wille und Intellekt ist ein und dasselbe. Das Gefühl läßt seinen Warnungsruf erklingen. Sache der angerufenen Vorstellung ist es dann, ob sie sich mit der vom Gefühl vorgebrachten Angelegenheit befassen will. Findet sie dazu keine Veranlassung, so stirbt

das Gefühl wieder ab; andernfalls geschieht jene Verbindung von Vorstellung und Gefühl, die zur Handlung treibt.

Das Gefühl treibt und erwärmt; der Verstand muß leiten und richten. Man darf deshalb dem Gefühl nicht ungeprüft die Herrschaft überlassen. Eine übertriebene Kultur des Gefühls, Hypertrophie des Gefühls (Rousseau) kann ebenfalls alle bewegende Kraft in sich aufzehren, zur Willenlosigkeit führen, zur Haltlosigkeit und praktischer Unfähigkeit, wie zu schrankenlosem Subjektionismus. Ebenso übel, wie eine einseitige kalte Intellektbildung ist eine Ueberreizung des Gefühls. Auch das Gefühlleben kann, zum Selbstzweck isoliert, den Zusammenhang mit dem Ganzen des Seelenlebens verlieren.

Vielmehr zu pflegen die volle Harmonie der Seelenkräfte zum Einen Resultat der höchsten Menschlichkeit: Empfänglichkeit für Eindrücke — Wertung derselben durch gefühlswarme Einsicht (große Zwecke) — endlich: Bereitschaft, die Zwecke in Wirklichkeit umzusetzen. Immer die Einheit der unzerrissenen, vollkommenen Kette, des psycho-physischen Kreislaufs: Die fortschreitende Entwicklung des Denkens beeinflusst das Gefühl, und das so vervollkommnete, weise, echte Gefühl beeinflusst den Willen.

Was sich entwickelt, ist die Intelligenz; damit sie Realität werde, muß sie das dumpfe und enge Gefühl mit sich entwickeln; und mit dem Gefühl wird der Wille entwickelt. So können Gedanken zu Handlungen werden; so kann durch Denken das Antlitz der Natur gestaltet, verändert, durch Geist vergeistigt werden — Grundproblem der sittlichen Erziehung.

Der Mensch ist bestimmt, die Welt lebendig zu ergreifen. Dazu muß Erziehung und Unterricht leiten. Aber jede Lehre kann nur wirklichkeitskräftig sein, wenn sie das ganze reale Wesen des Züglings durchdringt; sie darf also nicht abstrakt-theoretisch sein; gleichsam einseitig die intellektuelle Seite für sich abspalten von der konkreten, fühlenden, kraftvollen Persönlichkeit. Das Gefühl muß angesprochen, angerufen werden damit es sich aufste, um dem Gedanken Einlaß zu gewähren. Das lebendige Interesse an den Gegenständen ist hervorzurufen; die Jugend muß das Gefühl haben, durch die Gegenstände der Lehre innerlich gefördert zu werden. Die Vorstellungen müssen den Weg ins innerste Gefühl finden, die Gedanken den Weg zum Herzen, nicht nur zum Kopf. Die fruchtbringende Lehre muß sich des zentralen Lebensgefühls im Menschen bemächtigen, sein Gefühl packen, sein Gemüt erschüttern, bewegen, verändern, vergrößern, erweitern, erheben, befreien. Dann wird der ganze Wille, die ganze Kraft in den Dienst der Lehre treten.

Indem wir die große Welt ans kleine Herz des jugendlichen Menschen heranzuführen, machen wir dies Herz empfänglich für die große Welt, weit und umfassend. Indem wir die großen Dinge der Welt zu persönlichen Angelegenheiten des jugendlichen Herzens machen, machen wir dies Herz allmählich so groß, daß es endlich für die großen Angelegenheiten der Welt allein noch schlägt und sich erwärmt. Das junge Herz ist weich; die ersten Erschütterungen nimmt es erzitternd in sich auf; das alte Herz wird hart und resoniert nicht mehr. Das enge Ich mit seinen alten Trieben wird zu einem weiteren größerem Ich mit schaffenden Ideen entfaltet. Ich will dann nicht allein — wie in primitiver Natur — mich, diese individuelle und gattungsmäßige Realität — sondern Ich — das größere, in Gedanken der Wahrheit, Gefühlen der Schönheit und umspannenden Liebe lebende Wesen — will — auch mich, mein Wesen — aber dieses Wesen ist nicht mehr individuelles Ich, sondern die Welt, das Wesen und die Wahrheit.

Also alle Lehre, die sich an das Denken wendet, kann die Wirklichkeit nur beeinflussen, wenn sie den ganzen Menschen, sein innerstes Gefühl, ergreift, wenn sie ihn tatsächlich packt und innerlich verändert; wenn die Lehre zum Wesen selber spricht, dieses Wesen ergreift und bildet. Lehre kann das Wesen des Menschen nur beeinflussen, bilden, umbilden, wenn sie ins Wesen des Menschen selbst aufgenommen wird, ins Gefühl eindringt, das den Willen erregt. Daher gilt es, nicht fremde Kenntnisse zu vermitteln, sondern das Gefühl zu erschüttern, das ursprünglich mit dem Willen verbunden ist, diesen unmittelbar in Bewegung setzt. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen, Wenn es nicht aus der Seele dringt Und mit urkräftigem Behagen Die Herzen aller Hörer zwingt.“

Das Denken und Lernen muß ein wahrhaftiges, volles Erleben des jungen Menschen sein, das nicht den Kopf allein bewegt, sondern das Herz und die ganze Persönlichkeit miteinbezieht. So ist es die Kunst der Erziehung: die Arbeit immer mehr zu einem Anliegen des Kindes selbst zu machen, d. h. zu einer Forderung seines eigenen Willens. Dies muß grundsätzlich möglich sein; denn der Mensch ist ein Ganzes; was auf das echte Denken wirkt, wirkt auch auf das Gefühl; der Gedanke, vom Gefühl ergriffen, muß zum Entschluß, zur Tat werden. Denken ist ein inneres Handeln. Denken lehren, heißt Fühlen lehren und Handeln lehren. Das höhere Denken muß einen gereinigten Willen im Gefolge haben.

Wenn das Gute, Schöne und Wahre so gelehrt wird, daß das ganze Wesen des Bögling dafür entflammt wird, dann wird Socrates Recht behalten, daß vollkommene Einsicht in das Wesen der Tugend tugendhaft macht. Voraussetzung bleibt immer, daß die Maschine so gefügig ist, wie sie es im uralten Reflex und Instinkt ist; daß sie Vorstellungen mit Leichtigkeit unmittelbar in Bewegung umzusetzen vermag.

Es ist deshalb eine weitere große Aufgabe der Erziehung — damit sie ihr Ziel der Einwirkung auf das Wesen erreiche — die Willkürmächung des Leibes, des Organs des Geistes, gegenüber den als wahr erkannten Zielen und Forderungen des Geistes.

Die Maschine, uralt gewöhnt an den ererbten, triebhaften Ablauf, muß zu neuen Aufgaben des vorwärtsschreitenden Geistes geschmeidig gemacht werden. Der Wille steht im Dienste des Gedankens. So muß die leibliche Individualität im Dienste des Willens stehen. Wie unser Geist beweglich, gelockert worden ist und sich vom Instinktiven frei macht, um das Wesen unserer höheren, fortschreitenden Natur zu erfüllen; wie unser Geist nicht beharrt, tierisch, in den immer gleichen Mechanismen; wie das geistige Leben ein Fortschreiten und Höherentwickeln der unbewußten ererbten Natur; wie der freie bewegliche, lebendige Geist sich wehrt gegen das Verharren in alter, dumpfer Stagnation; so muß der Leib — diese Außenhülle der Seele — als Ausdruck eines beweglichen, freibeweglichen Geistes — beweglich und frei werden; — kein starres Hemmnis für den geistigen Willen, sondern ein gefügiges Instrument, das den höheren Forderungen des Geistes folgt, gehorcht; der Leib muß ja doch der lebendige und wahre Ausdruck des innewohnenden Geistes sein.

Wie nur in der noch wachsenden, noch werdenden, noch nicht fertigen Jugend der Geist und das Gemüt lebhaft beeinflusbar, entwickelbar, plastisch ist — während er später verknöchert, stabil, unbeweglich wird; so ist der Leib in der Jugend bildbar; er nimmt schließlich die Formen an, die ihm immer wiederholte geistige Beeinflussung aufprägt.

Die Jugend hat recht, wenn sie das Recht der Jugend proklamiert; wenn das Wesen der Dinge rastlose Entwicklung ist und Feind jeder starren Verknöcherung, so entspricht die Jugend in der Tat dem Wesen der Welt am reinsten, wie ihrem Geist am meisten widerspricht der Typus des Philisters. Die Jugend ist nicht fertig? — Die Welt ist auch nicht fertig. Auf die Erzeugung des Philistertums war es bei der Schöpfung dieser Welt gewiß nicht abgesehen.

Wie die Naturformen der Seele — Automatismen, Instinkte — uns angeboren sind, so ist uns die Naturform des Leibes angeboren; aber wie unser Geist, erwachend, auf jene wirkt, sie umbildet, schließlich beherrscht, so wird derselbe Geist auf die angeborene Naturform des Leibes bildend einwirken.

Der Leib ist nicht ein für allemal diese gegebene Konstitution — er wird erst, unter der Wirkung des Willens; er gewöhnt sich zu sein, was der Geist will. Alles Natürliche ist nichts vollendet abgeschlossenes Seiendes, sondern etwas immerfort werdendes — so auch die Leibesnatur. Deshalb nun das weitere Prinzip erzieherischer Einwirkung:

Den Leib von Jugend an so zu gewöhnen, wie der Geist will; der Leib soll Abbild, Ausdruck werden unseres freien, geistigen Wesens; soll nicht, wie der tierische Leib, Ausdruck bleiben eines starren Instinktmechanismus. Die Tendenzen des Geistes, des Willens, müssen den Leib beherrschen, durchdringen, beleben, formen. Die Form ist Wirkung der Funktion. Funktionierende Organe, in denen Wille lebt, bilden sich aus; Organe, die nicht leben, bilden sich zurück. Dauernde Willensrichtung bestimmt die Gewohnheiten des Leibes. Gewohnheit ist erst Natur. Was man will, immer will, das ist man schließlich. Was immer gewollt wird, wird zur Natur des Menschen, wird dem Menschen zur zweiten, neuen Natur, zu der Natur, die sein Wille schafft, nachdem seine erste Natur die ihm angeborene war.

Dem Kinde Gewohnheiten beibringen, heißt, seine Natur gestalten. Das Gewohnte wird mechanisch, selbständig, läuft ohne jedesmalige besondere Willensanstrengung ab, wird wieder sicher und selbstverständlich wie die ursprüngliche Natur.

Es wiederholt sich hier, in der Sphäre des Geistes, was in der alten Natur schon immer geschah: von den neuen, durch Einsicht gebilligten Bewegungsrichtungen wird so viel nur immer möglich mechanisiert, damit es anstrengungslos von selbst ablaufe, und der aktive Wille für immer neue höhere Aufgaben frei bleibe.

Unbewußtes Geschehen ermüdet nicht; bewußte Willensarbeit strengt an. Das Gesetz der Sparsamkeit der Natur zeigt sich auch in dieser Dekonomie der geistigen Arbeit. Was ohne Anstrengung geschehen kann, soll nicht mit Anstrengung getan werden.

Der Geist gewöhnt die Natur. Wie das natürliche tierische Geschöpf seine Gewohnheiten vom Geist der simplen Natur erhalten hatte, ihm selber fast unbewußt, so muß nun der bewußte Geist seine eigenen Gesetze der Freiheit der Natur aufprägen, daß sie ihnen gemäß reagiert, abläuft. So wird die Natur

allmählich verändert. Der wachsende Geist bestimmt, gestaltet — durch Gewöhnung — die Natur nach seinen Zwecken. Er schafft eine neue, durchgeistigte Natur — von ebenso selbstverständlicher, notwendiger Sicherheit der Erscheinung und des Ablaufs wie die alte. Die Tiernatur entsprach vollkommen den Zwecken und dem Geist der Tierheit. Die Menschennatur muß ebenso vollkommener Ausdruck sein oder werden für den entwickelteren Menschengestalt. Seinen Idealen gemäß verändert, formt, erzieht, gewöhnt der erwachte Geist seine Natur. Wie die Tiernatur Ausdruck der Notwendigkeit, der Determination, muß die Menschennatur Ausdruck der Freiheit, der Autonomie sein.

Wir wollen mit unseren geistigen Arbeiten, unserer zunehmenden Klarheit und Freiheit nichts Geringeres, als Herrschaft gewinnen über uralte, ererbte Instinkte und Triebe — wir müssen es, weil wir die Natur selbst als fortschreitend und beweglich erachten, weil wir nicht im Sumpf der dummen Tierheit hocken bleiben wollen. Die Natur ist nicht nur Tierheit, sondern auch Gottheit.

Nicht als ob wir den ganzen uralten Naturapparat revidieren und aus eigener Machtvollkommenheit neu einrichten wollten. Das könnten wir nicht und, gottlob, brauchen wir nicht. Die Automatismen, die der simplen Selbsterhaltung schlechthin dienen, sind für uns unangreifbar. Hier heißt es: Hände weg! von dem, was die Natur so wunderbar zweckmäßig bereitet hat. Der Geist wächst zwar über den Boden hinaus, der ihn getragen hat und trägt, aber er hat Ehrfurcht vor diesem Boden. Alle diese Dinge haben aber auch mit Geist und Sittlichkeit gar nichts zu tun; in sie brauchen wir uns nicht hineinzuweisen. Unsere eingreifende erzieherische Arbeit fängt erst da an, wo es gilt, den Leib für sittliche Grundsätze geschmeidig zu machen. Die Alten sagten: Natur ist überhaupt nichts anderes als Gewöhnung. Also: gute Gewohnheiten beibringen ist gleichsam: gute Natur schaffen. So würde Erziehung zu Gewohnheiten naturschöpferische Gestalt bekommen. Die Kinderstube macht die Menschen. Gatte wertvolle Gewohnheit ist aber nicht bloß durch äußere Nachahmung zu gewinnende Art zu sein — so entstehen gehorsame Schüler, nicht wegweisende Meister — das Moment der autonomen Selbstbestimmung fehlt —, sondern muß selbsterworbene Willensgewohnheit sein. So will ich und so werde ich immer wollen. — So habe ich mich gewöhnt zu wollen. — So bin ich nun, so habe ich mich gemacht. So ist nun meine Natur, die Natur, die ich selbst bewußt gebildet habe.

Ist die mechanische Gewohnheit einmal tiefeingewurzelt da — die Maschine fertig zu ganz bestimmtem Ablauf —, dann kann man nicht plötzlich eine neue, ganz anders geartete Bewegung von ihr verlangen; dann kommt das Denken und Wollen zu spät. Erst die Übung und Gewohnheit bringt die Fertigkeit herbei, auch zu können, was wir wollen und es nicht bloß in Gedanken zu wollen, aber in Wirklichkeit nie zu vollführen.

Daher die alte Klage: „Ich sehe das Bessere und billige es auch, und doch folge ich dem Schlechteren,“ die in tausend Variationen das melancholische alte Lied täglich wiederholt. Warum können wir nicht, wie wir wollen und einsehen; weil wir keinen Einfluß auf den Mechanismus mehr haben, den Gewohnheit gebildet hat; weil die sog. guten Vorsätze nicht bis zum Herzen durchgedrungen, nicht in Fleisch und Blut übergegangen sind und unsere ganze Natur nicht bewegt, den ganzen Mechanismus nicht umgestellt haben. Wo gar keine körperliche Vorbereitung getroffen ist, wo der Leib nicht fertig gerüstet ist, dem Geist und Willen zu folgen, da kann auch ein plötzlicher Willensentschluß nichts wirken. Die Maschine führt nur aus, wozu sie willfährig gemacht worden ist; einer schlechten Maschine wird man umsonst befehlen, gut zu sein; sie wird durch Moralpredigen nicht besser.

Vor die Tugend haben die Götter den Schweiß gesetzt. Von früh auf gilt es, alles Gute, was im Menschen sich regt, zu befestigen durch Gewohnheit. Der Wille kann verstärkt werden durch Übung. Und alles Schlechte gilt es durch Nahrungsentziehung auszuhungern, zur Atrophie zu bringen. Der Wille wird gelähmt durch Nichtübung. Ein starker gewandter Leib folgt jedem Gebot des Willens rasch und kräftig. Konfession: „Ein guter Diener muß stark sein.“

In der Naturentwicklung zum menschlichen Geiste ringt sich die Freiheit, das Wesen der ganzen Entwicklung, zu immer größerer Klarheit durch. Der Mensch wird innerlich frei. So muß auch, was dieser Geist wirkt, Ausdruck der Freiheit werden. Sein Leib muß die Erscheinung der Freiheit sein; seine Taten — nicht Ausdruck äußeren, physischen Zwangs — müssen aus freiem Willen fließen. Das ist die Naturentwicklung zur freien, autonomen, sittlichen, selbstgebietenden und selbstverantwortlichen Persönlichkeit. Der sich selbst bestimmende Mensch ist ein Charakter.

Die Seele ist eine einheitliche, in der Jugend samt dem Körper, ihrer äußeren Erscheinung, bildsame Kraft. Wir können sie erziehen; denn wir können sie üben und stärken und wir können ihr die Richtung auf die höchsten Menschheits-

ziele geben, indem wir auf Geist und Gemüt wirken, die untrennbar unter sich und mit dem Willen vereinigt sind und bleiben müssen.

In drei Stockwerken erhebt sich das Gebäude des natürlichen Geistes.

Das unterste Stockwerk ist die uralte, organisch gewordene, angeborene Natur, der ganze Komplex ererbter Bildungen, Automatismen und Instinkte, der uns bestimmt, Menschen zu sein, Menschen bestimmter Rasse, bestimmter Familie, endlich bestimmter Individualität.

Darauf erhebt sich das zweite Stockwerk, gebildet durch die im individuellen Leben durch Jugendeinflüsse gewordenen Gewohnheiten, durch den durch Geistesgewohnheiten, Willensgewohnheiten erworbenen Charakter, diese zweite Natur, die uns fernerhin mit derselben Gewalt und Sicherheit bestimmt, zu sein, wie jene erste; diese andere Natur aber ist das Werk der Erziehung und Selbsterziehung; an ihr hat der bewusste

Geist gearbeitet, der somit Natur bestimmend, Natur verändernd, bildend und formend gewirkt hat.

Zu oberst das in Unendlichkeit unfertige, nicht zu vollendende, immer unausgebaute Stockwerk des ruhelos vorwärts und höher strebenden Geistes, der Halt und Stärke und Nahrung hat in den beiden Unterstockwerken seiner Natur, der sich erhebt wie die Blume aus dem Erdreich, von dem sie sich nicht lösen darf, ohne zu verdorren, über das sie sich aber kühn erhebt, dem Licht, der Sonne entgegen. Auch dieser freischwebende, sich höher und höher entwickelnde Geist ringt nach Festigkeit, Befehl und sicherer Gewohnheit, darin sicher zu wohnen; und was er so errungen, zum zweifellosen Bestand gemacht hat, fügt er, Stein um Stein, dem Boden zu und erhebt so das Naturgebäude in immer freiere, geistigere Höhe, bemüht, das neu Errungene zum alten, selbstverständlichen, Natürlichen zu festigen durch Gewohnheit, zu mechanisieren, was zu mechanisieren ist, um so immer neue Kraft zu bewahren zum unendlichen Aufstieg seinen Idealen entgegen.

Eugen Lehmann / Drei Gedichte.

Abendgang.

Ich schreite in den Abendschein,	Was bin ich nun so friedensfroh,
Ich schreite in den Glanz hinein,	So heiterklar, so inbrunstlos —
Im Herzen Feierstille.	So abendfein ergeben.
O purpur-gold'nes Dunkelglüh'n,	O silberwollig Rosenblüh'n,
O silber-rosig Wolkenblüh'n,	O dunkelgold'nes Purpurglüh'n —
O welche Gnadenfülle.	Wie freut mich hoch mein Leben.

Feterabend.

Des Abends Andacht dämmert,	Nun liegt die Werkstatt stille	Abglanz der Abendröte	Aus rosendunkler Ferne
Die Sonne scheidend glüht —	Wohl wie ein Gotteshaus,	Die blanken Scheiben tönt,	Die Abendglocken geh'n —
Verklingen und verhämmert	Der Orgelklänge Fülle	Maschinen und Geräte	Bald werden Gottes Sterne
Der Arbeit Hohelied.	Ging langsam selig aus.	Sind wunderbar verschönt.	Fromm in die Werkstatt seh'n.

Ein Frühlingstag. Vision.

Es war ein leuchtend schöner Frühlingstag,	Ich schritt hinein in dies gelobte Land!
Die Raupe hing am seidenfeinen Faden;	„Wer Augen hat zu sehen, der soll sehen!“
Ein Sonnengleichen lag im jungen Hag!	Ich sah die Jugend! Und die Schönheit fand
Und Perlen glitzerten in Myriaden.	Mein Herz in hohem, innigem Verstehen. — — —

Prahl immer von des Morgenlandes Glut,  
 Von Indiens Lotosblumen, Riesenpalmen — — —  
 Dir, deutscher Frühling, bleib' allein ich gut,  
 Mit deinen Primeln, Tulpen, zarten Halmen. — — —

Albert Schneider / Der Mord im Walde.

Häufiger als je sah Elfriede, die verformene Tochter mit dem schmalen Jungfrauenkopf und den schmachtenden, gleich einem überreifen Blütenkelch aufgefalteten Lippen, an ihrem Platz am Kontorfenster zu ebener Erde, lauschte gespannt den Neuigkeiten, welche die Kunden im Ladenraum nebenan beim Einkauf ihrer Drogerien erzählten, und suchte mit dunkel umschatteten Augen den Fenster Spiegel ab, der draußen auf gebogenem Stiele schwebte und vor der Beobachterin in der Nische zwei geteilte Ausblicke auf die Eisenbahnstraße auftat, vom Bahndamm auf der einen bis zur Bachbrücke auf der anderen Seite. Auf dieser Schaubühne des Alltags pflegte sich seit einiger Zeit eine neue Gestalt zu bewegen, deren ungewöhnliche Erscheinung ihre ganze Teilnahme zum Glücken gebracht hatte.

In erster Linie war sie wohl von der bewußten Lässigkeit der halb modisch, halb exotisch aufgemachten Kleidung des Neulings betroffen worden, denn sie war immer auf Seltsamkeiten aus gewesen. Danach aber hatten die straffe Männlichkeit seiner Bewegungen und die schmalwangige Unbekümmertheit seines ins Weite gerichteten Gesichts das ihre getan. Gab es überhaupt etwas an ihm, das sie nicht entzückte? Die welke Farblosigkeit der Haut vielleicht? Oder die abstehenden Federmausohren? Auf keinen Fall wirkte die über das Maß des Reizvollen betonte Aus-

biegung seiner Beine abstoßend auf sie, denn diese Unregelmäßigkeit war ja das Wahrzeichen des Wunderbarsten, das aus seiner Vergangenheit im Munde der Leute herumging und im Ladenraum neben Elfriedens Fensterplatz häufig genug, bald laut, bald flüsternd, weitergesprochen wurde.

Er war reich gewesen, natürlich, hatte aber sein ganzes Erbteil nach der Eltern Tod auf bewegten Weltfahrten eingebüßt. Das Schicksal hatte ihm stets arg mitgespielt. Zuletzt hatte es ihn gar nach den südamerikanischen Pampas verschlagen, wo er in die härteste Not geraten war. Wäre ihm nicht, was selbstverständlich auch außer Zweifel stand, eine so ungeheure Willenskraft eigen gewesen, er hätte Europa nicht wieder zu sehen bekommen. Nur ihr verdankte er es, daß sein Leben nicht schließlich ganz im Elend versank, sondern von seiner Ankunft in Hamburg an langsam zu neuem Aufstieg ausholte, und es war nicht die geringste seiner Taten gewesen, daß er, der Sohn aus bestem Haus, ohne längeres Besinnen in einem dortigen Zirkus als Kunsttricker ein schlichtes, wenngleich nicht unrühmliches Dasein gestiftet hatte.

Pampas und Zirkus! — hier allein war die Erklärung für seine ausgezeichnete Beinform zu suchen; Elfriede stellte den Zusammenhang bei jedem neuen Anblick mit größerer Befriedigung

fest. Sie wunderte sich nicht weniger wie ihre Mitbürgerinnen, daß dieser besondere Mann in der abgelegenen Stille der Hochebene seine Tage verbringen sollte. Aber offenbarte sich nicht darin wieder seine außerordentliche Bestimmung? Und war es nicht etwa Fügung, daß er gerade in das anspruchlose Städtchen kam und sich ausgerechnet in der Schweinemehlgasse einmietete, drei Häuser von ihr entfernt und so nah, daß man sich — schauerlich zu denken! — ohne Gefahr über die Hinterhöfe weg von Veranda zu Veranda fast schreitend besuchen konnte?

Der Oheim, der ihm Mittel und Waren lieferte, damit er einen bescheidenen Großhandel in Zigarren eröffnen konnte, war nichts als blindes Werkzeug. Er wußte so wenig wie andere, was des Fremdlings dieserorts wartete. Nichts Geringsfügiges, soviel war gewiß. Selbst seiner geschäftlichen Neugründung standen die größten Möglichkeiten bevor, wenn er einstweilen auch nur ein unbedeutendes Lager auf dem Speicher des Schweinemehlgassers aufgeschichtet hatte; im Flachland wie in den Gebirgstälern lagen wohlhabende Dörfer und Städtchen in Menge, die für den Rührigen ein beträchtliches Absatzgebiet darstellten.

Der Wirbeltanz der Dezemberfloeken setzte dem fremden Weltfahrer über die Schultern, als er zum ersten Male im verklärten Spiegelblick vor Efriedens Augen trat; als der Januar zu Ende ging, ereignete sich ihre folgenschwere Begegnung. Es war beim großen Maskenball, den der Sängerbund alljährlich seinen Mitgliedern und Gästen gab. Eine laubbraune Maske mit langem, engem Gewand und turmhohem, abschüssigem Hut, die unsfiet umherwandernd allerorts ihre erheiternden Redheiten anzubringen suchte, reizte Efriedens Neugierde. Aber es gelang ihr nicht, sie auf sich aufmerksam zu machen. Erst am Schluß eines Rundtanzes stand die verwunderliche Maske unversehens in ihrer Nähe und bedachte sie mit der ersehnten Anrede.

„Wenn deine Haut so weiß ist wie dein Kleid, holde Fee,“ sagte sie, „möchte ich in deinem Feenschloß mit dir wohnen, und hätte es nur ein einziges Kämmerlein.“

„Du ungeschlachter Zuckerhut!“ rief Efriede unwillkürlich aus.

„Zuckerhut? So süß komme ich dir vor?“

„Nuh, ein süßer Mann!“

In diesem Augenblick machte die Maske eine Armbewegung, die Efriede von ihren Spiegelbeobachtungen her bekannt war, und sie sicherte vor Vergnügen unter ihrer weißen Larve.

„Ei, ei,“ sagte sie, „du stellst wohl gar eine deiner großen Zigarren vor?“

Die Maske stutzte und schien sich zu besinnen, dann flüsterte sie mit vorgebeugtem Kopf:

„Wir wissen also, wer wir sind? Wenn wir schweigen, lernen wir uns vielleicht kennen.“

Se ausschließlicher der vielgefahrene Mann sich den Abend hindurch um Efriede bemühte, um so befangener ward sie vor seinem unbekümmerten Wesen. Sie wagte zuletzt kaum mehr frei zu reden noch sich dem heimlich liebtosenden Druck seiner Hände zu entziehen. Als er sie bat, vor der Demaskierung mit ihm zu gehen, sagte sie ohne Ueberlegung zu und wußte nicht, ob die Freude oder das Unbehagen sie so nachgiebig gemacht hatte.

Durch den festgetretenen Schnee einer abseitigen Gasse ansteigend, kamen sie in ein Kaffeehaus, das einzige im Städtchen, und ließen sich in einem kleinen Nebengemach nieder. Auf dem nächtlich verlassenen Weg war Efriede fast leichtfertig ungezwungen gewesen, in dem engen Raum stand sie wieder unter dem Druck der früheren Unfreiheit, bis der verkleidete Großhändler seine Larve abnahm und sie in sein unverhülltes Gesicht schauen konnte. Plötzlich, wenn auch auf Augenblicke nur, war er jeden Zaubers bar. Nicht daß sie ihn häßlich fand; im Gegenteil. Seine wasserblauen Augen dünkten sie sogar schön und die dünnen Lippen kindlich. Aber daran lag es gerade. Es wirkte alles so harmlos.

Als ob er den Eindruck erriete, band er die Larve wieder vor und fing an, mit kühnen Worten ein wirksames Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen. In immer märchenhaftere Geschichten kleidete er seine Vergangenheit ein, warf mit den Städten und Seen, den Mädchen und Frauen der fernsten Länder wie mit vertrauten Kreuzerstückchen um sich und schrieb die Besten des großen Weltmanns. Efriede, deren kleinstädtisches Seelchen erschauerte und zu einem Nichts zusammenschrumpfen drohte, atmnete erleichtert auf, als die wachsende Zahl der neu ankommenden Gäste ihr die Möglichkeit bot, erfolgreich zum Aufbruch zu drängen.

Auf dem Heimweg hatte sie große Eile. Sie zog ihn förm-

lich die Gasse hinunter und lief ihm beim Ueberschreiten des Baches auf dem schmalen Steg voraus. Erst auf dem jenseitigen Damme hielt sie jählings an, weil an seiner Böschung der Schnee hoch aufgeschichtet lag. Ihr ritterlicher Begleiter war kurz besonnen. Er hob sie empor wie ein kleines Kind und trug sie ohne Anstrengung über das Hindernis. Trotz ihres Widerstrebens ließ er sie nicht wieder aus seinen Armen, sondern hielt sie zu leidenschaftlicher Liebkosung fest. Sie wehrte sich nicht lange dagegen, kam ihm sogar bald entgegen, und bei den wiederholt eingeschalteten Weinpauzen gab sie seine Umarmungen schließlich so stürmisch zurück, daß er eines vollen Sieges sicher sein durfte.

So endete für Efriede der große Maskenball, doch nicht ihr Erlebnis mit dem seßhaft gewordenen Weltfahrer.

Wenn sie überdachte, was er ihr erzählt hatte, vom Stelldichein mit der ungarischen Gräfin in Budapest bis zu dem blutigen Austrag der Feindschaft mit einem Nebenbuhler in Marseille, schüttelte Staunen und wohlküstiges Grausen ihre Brust. Was sie bisher nur in der nebelhaft verschwommenen Form unisteter Gerüchte gekannt hatte, war durch das zuverlässigste Zeugnis auf einmal faßliche Wirklichkeit geworden. Oder hätte sie wohl gar an der vollen Wahrhaftigkeit seiner so selbstverständlich sich gebenden Berichte zweifeln sollen? Nein, ihre Sehnsucht war keinem Unwürdigen zugeflogen.

Um eins nur sorgte sie sich. Ein Mann, dem sich die Frauen zu Duzenden an den Hals zu werfen pflegten, der nach jedem verlassenen Duzend immer wieder die Dreizehnte gefunden, würde der sich's wohl weniger gefallen lassen wie einst, wenn ihm hierzulande Blume um Blume in den Schoß fiel? Fast täglich führten ihn seine kleinen Geschäftsreisen in die Umgegend, und in den Handlungen und Wirtshäusern gab es nicht nur Käufer für seine Zigarren, sondern auch Mädchen in großer Zahl und Auswahl. Man brauchte nur an das Dorf zu denken, das er am häufigsten berührte, das waldumgebene Musterdingen, dessen schönstes Gasthaus eine blühende Tochter beherbergte, die junge Tunika, die sie selber im Stillen oft bewunderte, wenn sie in selbstbewußter Munterkeit ins elterliche Geschäft kam, die volle Büste im seidnen Brusttuch geborgen und das blühende Gesicht von den schwarzen Bändern ihres goldgestickten Häubchens umrahmt.

Obwohl sie nichts ängstlicher fürchtete, als durch kleinliche Gefinnung in den Augen des Vielerfahrenen lächerlich zu werden, konnte sie sich's doch nicht versagen, ihm bei einer heimlichen Begegnung ihre Zweifel in seine Beständigkeit schüchtern auszusprechen. Daß es die hübsche Wirtstochter war, die ihre Gedanken am meisten beschäftigten, war leicht zu enträtseln, und er war grausam genug, ihre Unruhe mit unbedachtem Wort zu schüren.

„Redest du nicht von der kleinen Tunika in der Rose?“ fragte er kalt. „Keine üble Sache allerdings, das gesunde, dralle Ding um sich zu haben.“

Gesund und drall sah Efriede am wenigsten aus, darum tat ihr das Lob der fremden Borzüge doppelt weh. Sie erwog, ob sie sich nicht ganz von dem gefühllosen Menschen abwenden sollte, und schickte sich bereits zum Gehen an, als er sich durch eine überraschende Wendung wieder völlig zum Herrn ihres Willens machte. Der schmuckige Donnerstag stand vor der Tür, wo nach ortsüblichem Brauch die freien Faschingsbeustigungen anfangen, sich allnächtlich in Gassen und Gaststuben auszuleben, und da er für diese Zeit bestimmt auf Efriede rechnete, durfte er sie nicht im Groll ziehen lassen. Er tat eine Weile verlegen, überlegte, ob im Scherz oder Ernst die Brücke zur Verständigung leichter zu schlagen sei, und entschloß sich, den Getrunknen zu spielen.

Wollte sie seine quälende Leidenschaftlichkeit nie verstehen? Und glaubte sie ihm denn nicht, daß im Vergleich mit ihr alles andere nur Tandelei war?

Nein, davon war sie nicht überzeugt.

Ah, er mochte keine schönen Worte machen. Aber sie begriff vielleicht die Gefühle des Löwen, der die zitternde Gazelle unter seiner Laze hält. O, er sagte nicht zu viel. Mochte sie gleich erschrecken, wie dem blutbanger Raubtier erging es ihm. Wo rechte Liebe war, stand es immer so. Den Löwen schmerzt es, das zierliche Wesen zu zerfleischen, er kost sein Opfer, das durch Schmerz und Weh seine Lust stillt, er liebt es und muß ihm dennoch Qual bereiten. So war die Grausamkeit seiner eigenen Liebe beschaffen, und darum war all sein Glück von tiefem Leid begleitet . . .

Efriede stand erschüttert. Aus diesem glutheligen Drang sprach wieder er selber, der Umgetriebene, Unstillbare, der Mann ihrer ersten Sehnsucht. Sie dachte nicht mehr daran, ihm länger



gram zu sein oder gar durch unnützen Troß die unwiederbringliche Gelegenheit zu gemeinsamer Freude zu verschmerzen. In der selbigen Straße noch besprach sie sich mit ihm über die nötigen Vorbereitungen, die für die lustvollen Tage zu treffen waren.

Als das allgemeine Faschingstreiben begann, erregte inmitten der volkstümlichen Masken, mit dem Fuchschwanz an der Haube und Pferdeschellen an der Schulter, ein dominoähnliches Paar, dessen lachsfarbene Verkleidung aus seidig-glänzendem Atlas geschnitten war, allgemeines Erstaunen, weniger seines Aufzugs wegen als wegen der schonungslosen Stichelreden, mit denen es, namentlich die männliche Hälfte, an Bierischen und Tanzplätzen alle im Bürgerroß erschienenen bedachte. Niemand, auf den es stieß, entging dem Schicksal, unter dem schadenfrohen Gelächter der Umgebung an heimlichste Schwächen und Entgleisungen erinnert zu werden, ob er Handwerker, Arzt oder Priester war. Die Gefoppten waren in ihrem gelben Aerger natürlich eifrig darauf aus, das schmähliche Paar zu entlarven, und ehe der Rosenmontag kam, wußte jedermann, daß sich hinter dem glänzenden Atlas Elfriede und ihr erotischer Kavaliere verbargen.

Das hinderte die beiden nicht, ihre anstößigen Streifzüge fortzusetzen, vielmehr geschahen die bedenklichsten Dinge erst jetzt, bedenklich vor allem für sie, die Tochter ehrbarer Bürgerleute. War es schon unverständlich, wie sie in Männerkleidung mit ihm herumziehen konnte, er wie sie in der heimlichen Vermummung mit Fuchschwanz und Schellengürt, so war der Abschluß in der letzten Nacht schon mehr als leichtfertig. Der war geradezu halsbrecherisch verwegen, ob auch nicht im wörtlichen Sinn, er war, um das Kind schlecht und recht bei seinem Namen zu nennen, eine Ausschweifung. In der Morgenfrühe des Aschermittwoch nämlich wurde eine Gestalt in hellem Nachtgewand beobachtet, die über die Gärten und Hinterhöfe weg von Veranda zu Veranda ihren Weg suchte in Elfriedens elterliches Haus. Wer die Nachtwandlerin war und woher sie kam, war unschwer zu erraten.

Der Tag kam sonnig und sah den Bewohnern des freundlichen Städtchens trostverheißend ins Gesicht, den Ungestillten, die Sehnsucht im Herzen trugen nach genossener Luft, und denen, die sich sehnten nach solcher Sehnsucht. Elfriede schlug die nachtmüden Augen auf und wunderte sich, daß sie so wenig Reue empfand über das Wagnis, das sie auf sich genommen hatte. Sie setzte sich nach ihrer Gewohnheit ans Kontorfenster und sah im Spiegel die beiden Straßenausblicke hinaus, damit sich zu neuer Vertraulichkeit belebe, was immer wieder in Fremdheit und Ferne zu schwinden drohte. Doch sie wartete umsonst. Als sie am rotdämmernden Abend, des Schauens müde, sich ihre kleinnütige Ungeud auszureden suchte, geriet sie in immer trübere Vorahnungen. Am kommenden Morgen sah sie ihn aus seiner Wohnung kommen und gewohnten Ganges der Bachbrücke zuschreiten, zu ihrer Verwunderung jedoch verriet weder seine Miene noch seine Haltung die geringste Bewegung, als er sich ihrem Fenster näherte. Das wiederholte sich an manchem Tag.

Eines Abends, nach etlichen vergeblichen Versuchen, trat sie ihm in den Weg. Er begrüßte sie freundlich, doch mit verletzender Zurückhaltung, und drängte unvermittelt zu raschem Abschied; es sei unrafsam für sie, bei ihm zu verweilen, das Gerede der Leute bekäme sonst neue Nahrung. Elfriede brachte vor Zorn und Enttäuschung kein Wort über die Lippen, starrte erblaffend einen Augenblick in sein empörend gleichgültiges Gesicht und wandte sich zum Gehen. Nachdem sie ein paar Schritte gemacht hatte, begann sie ihre Unbeherrschtheit, durch die, wie sie fürchtete, sie sich selber um die erhoffte klärende Aussprache gebracht hatte, zu beklagen. Wenn sie freilich nach ihrem ersten Gefühl hinhorchte, blieb nicht viel Zweifel bestehen. Fasching war vorüber.

Elfriede war nicht gesonnen, sich dem Frevler aufzudrängen. Sie ließ ihn fernerhin ruhig seine Straße ziehen, verfolgte mit wachsamem Augen sein Geschick und wartete. Darüber brach der Föhn über die Hochebene herein und brachte Wolkentreiben und laue Luft, das Riesel und Rinnen an den Rainen ging los und das Rauschen in den Tälern. Draußen im flachen Nied wuchs der Bach zum breiten See, während der Saft in Nester und Reiser schoß. Raum geworden, so zerrann der See auch schon, dann reckten sich Moschushyazinten und kleiner blauer Enzian in die Höhe, an den Wiesenhängen zwischen bescheidenen Blüten gefleckte Orchideen, noch seltsamere, fast tropische Arten an abgelegenen Winkeln und Wäldern, Frauenschuh in breiten Ständen, Korallenwurz und Kopsstängel mit blaffen Lippen im Dunkel der Bäume.

„So steht also der Sommer schon vor der Tür?“ sagte Elfriede vor sich hin, als der entfremdete Nachbar einmal vorüberging und

eine Frauenschuhblüte im Knopsloch trug. „Ja, den Frühling hat hier oben wieder niemand zu sehen bekommen, er hat uns betrogen wie alle Jahre.“

Auf dem Grunde ihrer Seele aber wägte sie schmerzlichere Dinge ab. Es dünkte sie, als ob die fremdländischen Neigungen des Nachbarn bei der Wahl seines sommerlichen Schmucks nicht ausschlaggebend gewesen seien. Einer der wenigen Standorte des Frauenschuhs lag unweit der breiten Straße, die durch den Wald über den Hang und Sattel nach Austerdingen führte, und sein steter Elfer um die Tochter des Rosenwirts war längst in aller Munde. Man sprach bereits allen Ernstes von seiner Absicht, sich in dem gutgehenden Landgasthaus eine sichere Erwerbsquelle zu erheiraten.

Dazu freilich lächelte Elfriede nur. Wohl stand es übel mit seinem Geschäft. Die Bestellungen gingen erschreckend zurück, und die Verpflichtungen nahmen zu. Schon wurden Stimmen laut, die an seiner Zahlungsfähigkeit zweifelten, nicht selten sogar wurden vielsagende Worte von ihm gebraucht, die Bezeichnungen für Leute, die mit erdichtetem Namen und Glanz ihre Nebenmenschen übervorteilen. Da wäre es schon viel gewesen, wenn ein wohl ausgestattetes Landmädchen mit ihm ihr Glück hätte versuchen wollen, aber, wie gesagt, Elfriede lächelte dazu. Sie beharrte dabei, daß geringfügige Dinge um ihn nicht geschehen konnten, und es kam bald ein Sonntag, der dazu angetan war, ihrem ausdauernden Glauben recht zu geben.

Nicht weit von der breiten Straße nach Austerdingen, gerade da, wo sie wieder aus dem Walde austritt, stand das Gras frisch und grün auf verborgenem Wieseneck. Die Morgensonne hatte den Nachtau aufgetrunken, war weitergewandert und schaute nun zwischen Baumkuppen durch auf den stillen Platz. Sie schaute über zwei blonde Knabeköpfe hinweg, die hinter einer Tanne hervor neugierige Blicke auf das Wieseneck richteten. Jeder suchte den andern vorzuschleichen, einer um den andern zeigte mit ausgestreckter Hand und gerecktem Hälschen über das Gras hin, doch keiner getraute sich, weiter vorzugehen.

Die Halme standen still und neigten ergeben ihre zarten Aehrenbüschel, grüne und rotbraune Wedel. Die gelben Flecken der Hahnenfußblüten leuchteten dazwischen hervor, und etwas geduckt und verborgen bauschten sich die Flaumkugeln des Löwenzahns mit ihren unzähligen zarten Sternchen. Aus dieser schlichten Pflanzenwelt heraus glänzte eine weiße Mädchenschürze und ein seidenes Brusttuch. Auch darauf leuchteten Flecken, rote Flecken, nicht von Blumen sondern von Blut. Deshalb getrauten sich die beiden Blondköpfe nicht weiter vor. Als der kleinere, beherztere endlich auf die Wiese hinaustrat, sah er, daß auf der Stirne, wo das Haar unter dem Häubchen vorquoll, eine schwarze Kruste war, und daß das linke Haubenband rostig verklebt an die Wange angepreßt lag. Eben fingen die Kirchenglocken im Dorf unten zu läuten an, der Knabe schrak zusammen, faßte den Bruder an der Hand und sprang mit ihm über Sturzeln und Stümpfe auf die Straße. Dann ließen sie miteinander abwärts.

Dem Landbriefträger, dem ersten Mann, den sie im Dorf trafen, wollten sie's erzählen, doch keiner brachte ein Wort heraus. Der Postbote, der glaubte, die Kinder hätten ihn etwas fragen wollen, seien aber durch das Laufen um den Atem gekommen, ging kopfschüttelnd weiter. Nun machten sich die Kleinen auch wieder auf die Beine, um noch rechtzeitig in die Kirche zu kommen. Da der Gottesdienst schon begonnen hatte, schoben sie sich mit stiller gedrehtem Körper hintereinander zu der halbgeöffneten Eichentpforte hinein und gedachten still den Ausgangsgegen abzuwarten. Sie waren indessen kaum niedergesessen, als sie schon aufgingen, ihre Entdeckung flüsternd auf der Kirchenbank weiterzugeben, und ehe es Wandlung läutete, hatte sich's überall herumgesprochen, unter Kindern und Erwachsenen. Ein Mord war geschehen, nicht in unmittelbarer Nähe des Dorfes, aber immer noch allzu nah für ein so schreckliches Ereignis.

Rasch wie über die Kirchenbänke verbreitete sich die Kunde über die Gegend. Elfriede, die am Vormittag noch mit dem starren Augenaufschlag des Entsetzens davon hörte, ward von der Stunde an von krankhafter Unrast gejagt. Den ersten Gerüchten, wonach das Opfer dem kleinen Wirtshaus am äußersten Ausgang von Austerdingen entstammen sollte, schenkte sie schon gar keinen Glauben. Sie war fest überzeugt, daß die große Wende kommen und die Ermordete niemand anders war als die blühende Tunita, was sich bald genug bestätigte. (Schluß folgt.)